

btb

Buch

Am 2. August 1939, während seiner Feldstudien bei den Krahô-Indianern im brasilianischen Urwald, nimmt sich der nordamerikanische Anthropologe Buell Quain auf brutale Weise das Leben. Er ist gerade mal 27 Jahre alt. War es Angst vor der Einsamkeit? Liebeskummer? Eine Krankheit? Keiner kennt die Gründe. Als gut sechzig Jahre später ein brasilianischer Journalist zufällig auf diese Geschichte stößt, beschließt er, Licht in das Dunkel zu bringen – und das Schicksal Buell Quains läßt ihn nicht mehr los. Aus seiner detektivischen Spurensuche, die ihn stets vor neue Rätsel stellt, wird schon bald die Geschichte einer Besessenheit. Erinnerungen an seine eigene Kindheit im Dschungel steigen in ihm hoch, und schließlich reist er selbst an den Fluß Xingu, wo Buell Quain in neun Nächten einem Fremden sein Leben erzählte ... Dieser faszinierende Roman eines der herausragendsten Talente der brasilianischen Literatur, das bereits mit Joseph Conrad und Bruce Chatwin verglichen wurde, führt den Leser in einem immer stärker werdenden Sog mitten hinein ins Herz der Finsternis.

Autor

Bernardo Carvalho wurde 1960 in Rio de Janeiro in Brasilien geboren. Er studierte Journalismus, war Redakteur und Auslandskorrespondent. Er hat mehrere Romane und einen Band mit Erzählungen veröffentlicht und ist der brasilianische Übersetzer von u. a. Oliver Sacks und Bruce Chatwin. Seine Werke sind in zwölf Sprachen übersetzt. Für »Neun Nächte« erhielt er die beiden renommiertesten Literaturpreise Brasiliens, den Prêmio Machado des Assis und den Prêmio Jabuti.

Bernardo Carvalho

Neun Nächte

Roman

*Aus dem Brasilianischen
von Karin von Schweder-Schreiner*

btb

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel »Nove Noites« bei Companhia das Letras, São Paulo.

Die Übersetzerin wurde für dieses Werk ausgezeichnet mit dem Förderpreis der Freien und Hansestadt Hamburg für literarische Übersetzungen.

Fotonachweis: S. 31: Buell Quain, Casa de Cultura Heloisa Alberto Torres – IPHAN, S. 36: Lévi-Strauss und Heloisa Alberto Torres, unter anderen, im Garten des Nationalmuseums, aus dem Archiv des Nationalmuseums, Rio de Janeiro – UFR



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2007,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2002 by Bernardo Carvalho
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by Luchterhand
Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagbild: Corbis/Frans Lanting
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: BB
Made in Germany
ISBN: 978-3-442-73702-4

www.btb-verlag.de

Zur Erinnerung an Fábio T. Carvalho
und für Maria Corrêa

1. Dies ist für Sie, wenn Sie kommen. Sie müssen gewappnet sein. Irgend jemand muß Sie vorbereiten. Sie werden ein Terrain betreten, wo Wahrheit und Lüge nicht mehr das bedeuten, was Sie hierhergeführt hat. Fragen Sie die Indianer. Irgend etwas. Was Ihnen gerade in den Kopf kommt. Und morgen früh, wenn Sie aufstehen, stellen Sie wieder dieselbe Frage. Und übermorgen noch einmal. Immer dieselbe Frage. Und jeden Tag werden Sie eine andere Antwort erhalten. Die Wahrheit liegt irgendwo zwischen all den widersprüchlichen und unsinnigen Antworten. Wenn Sie hier nach dem suchen wollen, was in der Vergangenheit begraben ist, müssen Sie wissen, daß Sie sich an der Pforte zu einem Terrain befinden, wo die Erinnerung nicht exhumiert werden kann, denn da Geheimnisse das einzige sind, was man mit ins Grab nimmt, sind sie auch das einzige, was man als Erbe denen hinterläßt, die wie Sie und ich auf einen Sinn hoffen, und sei es nur, weil wir ein Geheimnis vermuten und die Neugier uns umtreibt. Sie werden sich, wenn Sie hier eintreffen, auf Fakten stützen, die Ihnen bislang unanfechtbar zu sein schienen. Daß mein Freund, der amerikanische Anthropologe Buell Quain, in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1939 im Alter von 27 Jahren gestorben ist. Daß er sich völlig überraschend aus scheinbar unerklärlichen Gründen das Leben genommen hat, und zwar auf erschreckend grausame Art. Daß er sich verstümmelt hat, ungeachtet der flehentlichen Bitten der beiden Indianerjungen, die ihn auf seinem

letzten Tagesmarsch vom Indianerdorf zurück nach Carolina begleiteten und vor Entsetzen über das Blutbad das Weite gesucht haben. Daß er sich aufgeschnitten und aufgehängt hat. Daß er beeindruckende Briefe hinterlassen hat, die jedoch nichts erklären. Daß man ihn in Berichten, an deren Abfassung ich leider Gottes beteiligt war, als unglücklich und überspannt bezeichnet hat, um eine offizielle Untersuchung zu vermeiden. Ich habe über Jahre auf Sie gewartet, wer immer Sie sind, habe mich dabei nur auf das gestützt, was außer mir niemand wußte, doch nun kann ich mich nicht mehr auf mein Glück verlassen und riskieren, daß mit mir untergeht, was ich meinem Gedächtnis anvertraut habe. Auch darf ich nicht fremden Händen anvertrauen, was für Sie bestimmt ist und was ich in all diesen Jahren trauriger Ereignisse und Enttäuschungen streng unter Verschuß gehalten habe, immer in der Erwartung, daß Sie kommen. Verzeihen Sie mir. Ich darf nichts riskieren. Ich habe nicht mehr die Kraft und auch nicht mehr das Alter, den Tod herauszufordern. Morgen nehme ich die Fähre zurück nach Carolina. Doch hinterlege ich dieses Testament für den Fall, daß Sie kommen und feststellen müssen, daß überhaupt nichts gesichert ist.

Seien Sie willkommen. Man wird Ihnen sagen, daß alles völlig unerwartet geschehen sei. Daß der Selbstmord alle überrascht habe. Man wird Ihnen viel erzählen. Ich weiß, was Sie von mir erwarten. Und was Sie vermutlich denken. Aber verlangen Sie nicht von mir, was ich selbst nie bekommen habe: klare Auskunft, den genauen Zeitpunkt. Sie werden sich mit der Unwägbarkeit und der Unzuverlässigkeit dessen begnügen müssen, was ich Ihnen nun erzähle, so wie ich mich mit dem Bericht der Indianer und der ungenauen Übersetzung durch den Lehrer Senhor Pessoa begnügen mußte. Bei allen

Geschichten kommt es in erster Linie darauf an, ob derjenige, der sie hört, ihnen vertraut und sie richtig auszulegen vermag. Und wenn Sie kommen, werden Sie mißtrauisch sein. Auch Dr. Buell war, auf seine Art, skeptisch. Er hat durchgehalten, so lange er konnte. Wir brauchen Gründe, um etwas glauben zu können. Hieße es, Ihre Geduld und Ihren guten Willen überzustrapazieren, wenn ich Ihnen, wer immer Sie sind, ins Bewußtsein rufe, daß wir alle sterben müssen? Ich erinnere mich noch, wie er im März 1939 in der Stadt eintraf, die er in seinen Briefen als tot bezeichnete, und als ich ihn da zum ersten Mal sah, war er so argwöhnisch wie Sie jetzt. Alle kannten das Brummen des Wasserflugzeugs der Condor, wenn es sich der Stadt näherte. Damals kam uns niemand mehr besuchen. Viele liefen zum Fluß hinunter. Ich arbeitete gerade an einem Bau, sah aber auf dem Fußboden des dachlosen Hauses den Schatten des Flugzeugs, das über die Mangobäume hinweg Richtung Fluß flog. Ich unterbrach meine Arbeit und ging hinunter zum Hafen. Er posierte, neben den Indianern und dem Piloten auf einem Flugzeugflügel stehend, für den Fotografen, den der Vertreter der Condor engagiert hatte, um das Ereignis festzuhalten, und der nun mit seiner Kamera auf einem Stativ die Ankunft des berühmten Ethnologen auf seine Platten bannte. Daß er gekommen war, galt als Sensation, doch fünf Monate später hatten es schon alle vergessen, falls Sie das wissen wollen. Wir gewöhnen uns sehr schnell an Ungewöhnliches. Ich allein halte die Erinnerung an ihn wach. Doch an dem Tag ahnte niemand, auch ich nicht, wer da gekommen war. Er trug eine weiße Schirmmütze, wie der Kapitän eines Schiffes, ein weißes Hemd, Pluderhosen und Stiefel. Niemand, auch ich nicht, konnte etwas vermuten hinter dieser so selbstbewußten, für den Ort und Anlaß unpassenden und nun im Rückblick

noch weniger angemessenen Eleganz. Kein Mensch konnte ahnen, welches Unglück ihn binnen weniger als fünf Monaten aus dem Leben reißen sollte. Ich näherte mich der Szene, der die ganze Stadt stumm zusah, ohne zu begreifen, daß hier ein Auftrag erteilt wurde, den anzunehmen keine Menschenseele hätte verweigern können. Diese Menschenseele war ich. Der Vertreter der Condor machte uns miteinander bekannt, aber der Ethnologe sah mich gar nicht. Er gab mir die Hand, so wie jedem anderen auch, und lächelte, er lächelte allen zu, nahm mich aber nicht wahr. Hörte kaum meinen Namen. Hätte er ihn verstanden, hätte er sich garantiert darüber lustig gemacht, denn er hatte auf jeden Fall Humor. Woanders wird über meinen Namen gespottet. Und er war gerade angekommen. Später dann verstand er die Umstände und den Vorteil, in mir einen Verbündeten zu haben. Erst nachdem er keinen anderen fand, akzeptierte er mich als Freund. Ich mag zwar ein einfacher Mann aus dem Sertão und Freund der Indianer sein, aber ich bin nicht ungebildet und auch nicht naiv. Ich hege keinen Groll, gegen niemanden, und schon gar nicht gegen meinen Freund Dr. Buell, ganz gleich, was er alles gedacht oder geschrieben haben mag, wovon ich erst durch die ungenaue Übersetzung des Senhor Pessoa Kenntnis erhalten habe, als dieser in den Papieren des Toten nach einer Erklärung gesucht hat, die zu verschleiern ich selbst mein möglichstes getan habe. Niemand sollte darin einen Sinn finden. Man darf nicht zulassen, daß die Toten die Gewalt über die Zurückgebliebenen übernehmen. Zwar konnte ich die Tragödie nicht vorhersehen, aber ich habe als einziger von Anfang an die Verzweiflung in seinem Blick gesehen, die er, nicht immer mit Erfolg, zu verbergen suchte, wobei ich den Grund dafür schon intuitiv spürte, bevor er mir offenbart wurde, doch ich wollte lieber nichts davon

wissen oder tat zumindest so, als wüßte ich es nicht, und sei es nur, um ihn zu entlasten. Ich denke, damit habe ich ihm geholfen, so gut ich konnte. Nachdem ich die wenigen Augenblicke miterlebt habe, in denen er sich nicht mehr in der Gewalt hatte, wußte ich Bescheid, und mein Schweigen war für ihn der Beweis für meine Freundschaft. So sind die Menschen. Oder glauben Sie, daß wir, wenn wir einander in die Augen sehen, nicht im anderen erkennen, was wir bei uns selbst zu verbergen suchen? Nichts ist so wertvoll wie das Vertrauen zu einem Freund. Deshalb mag ich die Indianer, mit denen ich seit meiner Kindheit Kontakt habe, seit mein Großvater sie befriedet hat. Sie sind immer zu mir ins Haus gekommen. Ich habe immer gewußt, was sie hinter meinem Rücken über mich sagten, daß sie mich für leicht verrückt hielten, wie übrigens alle Weißen. Aber für mich zählte nur, daß sie sich auf mich verlassen konnten. Und daß sie wußten, daß ich im Gegenzug nichts erwartete. Von mir hätten sie alles bekommen, was sie wollten, und Gott weiß, daß ihre Wünsche kein Ende haben. Ich habe für sie getan, was ich konnte. Und auch für Dr. Buell. Ich habe ihm dasselbe gegeben wie den Indianern. Dieselbe Freundschaft. Denn er war so allein und schutzlos wie die Indianer. Und bei allem, was er gedacht oder geschrieben hat, war er doch noch ein halbes Kind. Er hätte mein Sohn sein können. Nichts hat mich jemals so erschüttert. Auch nicht meine Entlassung drei Jahre nach der Tragödie als Leiter des Indianerpostens Manoel da Nóbrega, als der Inspektor der Indianerschutzbehörde Senhor Cildo Meireles mir nahelegte, ich solle in Zukunft mein Herz an etwas in fünf Meilen Abstand vom Posten hängen und mich für immer von den Indianern fernhalten – ich solle ihm nie wieder unter die Augen treten. Auch nicht die Demütigung, von einem Amt entbunden zu werden,

das ich mit Hilfe von Empfehlungsschreiben, die Dr. Buell nach Rio de Janeiro geschickt hatte, zum Schutz der Indianer errungen und gut ein Jahr lang innegehabt hatte. Und nicht einmal das Massaker in dem Dorf Cabeceira Grossa, das Dr. Buell vielleicht hätte verhindern können, wenn er noch am Leben und bei den Indianern gewesen wäre, als die Fazendeiros ein Jahr nach seinem Selbstmord den heimtückischen Überfall planten. Nichts hat mich so traurig gemacht wie das Ende meines Freundes, und ich nahm mir vor, sein Andenken in Ehren zu halten. Ich habe ihn bei mir aufgenommen, als er hierherkam. Nichts, was er gedacht oder geschrieben hat, kann in mir Groll auslösen, ich habe nie etwas im Gegenzug erwartet, denn ich weiß, daß genaugenommen ich der letzte Mensch war, auf den er sich verlassen konnte.

Als ich am späten Nachmittag das dachlose Haus verließ, verließ auch ein Schwarm von Fledermäusen den hohlen Stamm eines Mangobaums und schoß im blinden Tiefflug durch die Straßen, ohne sich um die Fußgänger und Radfahrer zu kümmern, die sich ihrerseits auch nicht um sie kümmerten in dieser toten Stadt, wie er sie genannt hat, wenn wir den Übersetzungen des Lehrers Pessoa vertrauen dürfen. Mag sein, daß ich nicht sehr gebildet bin, doch abergläubisch war ich nie. Ich hätte in dem Schwarm kleiner Vampire zu seinem Empfang ein schlimmes Vorzeichen sehen können. Statt dessen sah ich nur seine Augen, als ich zum Fluß kam, ihren Ausdruck, der sich infolge mangelnder Konzentration und Müdigkeit von einem Foto zum nächsten veränderte, wenn er nicht daran dachte, daß auch andere ihn betrachteten. Er wollte weiter, zum Indianerdorf. Er war erschöpft. Wollte sich den Blicken entziehen. Nur Sie hätten mir sagen können, warum er hergekommen ist, ob er wirklich zum Sterben hergekommen ist, wie ich

schließlich vermutete, als ich von seinem Selbstmord erfuhr. Seit Jahren warte ich auf Sie, bislang vergeblich.

Am späten Nachmittag des 9. August besagten Jahres, fünf Monate nach Dr. Buells Ankunft in Carolina, traf eine zwanzigköpfige Abordnung der Indianer in der Stadt ein. Sie brachten die traurige Nachricht mit und im Gepäck Dr. Buells persönliche Habe. Ich nahm sie in Empfang und zählte, Tränen in den Augen, mit: zwei Musikbücher, eine Bibel, ein Paar Schuhe, ein Paar Sandalen, drei Schlafanzüge, sechs Hemden, zwei Krawatten, ein schwarzer Umhang, ein Handtuch, vier Laken, zwei Paar Strümpfe, ein Suspensorium, zwei Körperanzüge, zwei Kaschmiranzüge, zwei Unterhosen und ein Umschlag mit Fotos. Von ihm war keins dabei. Es gab ein Foto von einem Holzhaus am Strand; Fotos von den Schwarzen aus dem Südpazifik, die ihn ihre Sagen und Lieder gelehrt hatten; Fotos von den Trumai vom Oberlauf des Xingu, aber kein Foto von seiner Familie, weder vom Vater noch von der Mutter, noch von der Schwester, überhaupt kein Foto von einer Frau. Mag sein, daß er die Fotos verbrannt hat, zusammen mit den Briefen, die er erhalten hatte, bevor er sich das Leben nahm. Die Indianer hatten nichts angefaßt. Sie sind direkt zu mir gekommen, haben unterwegs weder haltgemacht noch mit irgend jemandem gesprochen – sie hatten Angst und glaubten, man würde ihnen etwas zur Last legen –, trotzdem machte die Nachricht sofort die Runde, und innerhalb kurzer Zeit hatte sich eine kleine Schar von Neugierigen rund um mein bescheidenes Haus versammelt. Ich ließ schnellstens den Lehrer Pessoa holen, der, nachdem er einen der von dem Unglücklichen hinterlassenen, auf englisch verfaßten Briefe gelesen hatte, die Indianer beruhigte und allen versicherte, daß sie keinerlei Schuld an dem tragischen Ereignis trügen. Er hatte Briefe hinterlassen

für Empfänger in den USA, in Rio de Janeiro, in Mato Grosso und zwei in Carolina, der eine war für den Polizeichef Hauptmann Ângelo Sampaio, der andere für mich.

Seitdem erwarte ich Sie, wer immer Sie sind. Ich wußte, daß Sie kommen würden, um sich zu holen, was für Sie bestimmt ist, den Brief, den er an Sie geschrieben hat, bevor er sich das Leben nahm, und den ich – Sie verzeihen mir – ahnungsvoll zur Sicherheit an mich genommen habe, denn zwar konnte ich nicht verstehen, vermutete jedoch, was darin stand, konnte aber auch nicht den Lehrer Pessoa bitten, mir die Zeilen zu übersetzen. Diesen Brief habe ich als einzigen nicht nach Rio de Janeiro weitergeleitet. Heute, kaum sechs Jahre nach dem Tod von Dr. Buell, nennt der Herr Lehrer sich Ethnologe und bezeichnet sich als Fachmann für die Krahô, als wäre noch nie ein Ethnologe in Carolina gewesen, als genügte seine Selbsternennung, ihn dem Mann gleichzustellen, der ihn ignoriert hatte und an den auch er, wie er selbst sagt, sich nicht mehr erinnern kann, denn allein die Erinnerung würde ihn schon in den Schatten stellen und den Maßstab setzen, der ihm fehlt, um seine eigene Mittelmäßigkeit und Ignoranz zu erkennen. Ich mag ein einfacher Mann aus dem Sertão sein, aber blöd bin ich nicht. Dies war der einzige der verschlossenen Umschläge, der meines Wissens nicht an einen Familienangehörigen von Dr. Buell oder an einen anderen Anthropologen oder Missionar adressiert war. Bitte verstehen Sie mich richtig. Es waren schwierige Zeiten. Was ich getan habe, habe ich aus Freundschaft getan, um ihn zu schützen. Sie können sich das nicht vorstellen, wer immer Sie sind. Bevor die Briefe in die USA abgingen, wurden sie nach Rio de Janeiro geschickt. Ich hatte keinerlei Garantie dafür, daß man sie nicht öffnen und lesen würde – so wie es die Behörden hier im Bundesstaat Maranhão getan

haben, die die Briefe dem Lehrer Pessoa vorlegten, weil sie auf eine Erklärung hofften – oder daß man sie nicht verschwinden lassen würde. Zumal dann, wenn eine offizielle Untersuchung eingeleitet würde. Ich habe diesen einzigen Brief an mich genommen, um ihn und die Indianer zu schützen. Und ich habe mir geschworen, daß niemand außer Ihnen ihn zu sehen bekommen sollte. Ich habe Ihnen an Stelle des Briefes eine kurze Nachricht geschickt, eine verschlüsselte Nachricht, richtig, die auf englisch abzufassen der Lehrer Pessoa mir geholfen hat, ohne zu wissen, an wen ich mich richtete, weshalb er dachte, es handele sich um einen Verwandten des Toten, weil ich ihn davor schon einmal gebeten hatte, mir bei einem Beileidsschreiben zu helfen, das ich der Mutter schicken wollte. Ich konnte nie überprüfen, ob Sie meine Nachricht erhalten oder verstanden hatten, denn Sie haben sich ja nicht abgeholt, was Ihnen gehört. Seit Jahren warte ich auf Sie, aber nun kann ich nichts mehr riskieren und auch dem Tod nicht mehr trotzen. In diesem Monat beginnt die Regenzeit. Morgen nehme ich die Fähre zurück nach Carolina, aber vorher hinterlege ich dieses Testament, für den Fall, daß Sie kommen.

2. Niemand hat mich je gefragt. Und deshalb habe ich auch nie antworten müssen. Ich kann nicht sagen, daß ich nie von ihm gehört hätte, aber Tatsache ist, daß ich keine Ahnung hatte, wer er war, als ich am Morgen des 12. Mai 2001, einem Samstag, fast zweiundsechzig Jahre nach seinem Tod kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, in einem Zeitungsartikel zum ersten Mal den Namen Buell Quain las. Der Artikel erschien ein paar Monate vor Ausbruch eines anderen Krieges. Heutzutage hat man das Gefühl, Kriege ließen sich genauer datie-

ren, dabei finden sie im Grunde permanent statt. Ich las denselben Absatz mehrmals nacheinander und sprach den Namen laut nach, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träumte, bis ich begriff – oder bestätigt fand, das weiß ich nicht mehr –, was ich schon einmal gehört hatte. In dem Artikel ging es um Briefe eines anderen Anthropologen, der ebenfalls bei brasilianischen Indianern gestorben war, unter Umständen, über die sich die Gelehrten noch heute streiten, und nebenbei wurde in einem einzigen Satz, wegen der Analogie, der Fall »Buell Quain, der sich im August 1939 bei den Krahô-Indianern umbrachte« erwähnt.

Ich rief die Anthropologin an, die den Artikel geschrieben hatte. Anfangs war sie sehr kühl. Vermutlich fand sie es seltsam, daß jemand sie wegen eines solchen Details anrief, aber sie sagte nichts. Wir schrieben ein paar E-Mails hin und her, die der allmählichen Annäherung dienten. Ihr war es lieber, mich nicht persönlich zu treffen. Sie wollte sichergehen, daß mein Anliegen nicht akademischer Art war. Doch obwohl sie anfangs meinem Interesse an dem Mann argwöhnisch begegnete, fragte sie nicht nach meinen wahren Absichten. Oder hakte zumindest nicht nach, um meine Gründe zu erfahren. Sie vermutete, ich wolle einen Roman schreiben, mein Interesse sei also literarischer Art, und ich widersprach ihr nicht. Die Geschichte war wirklich unglaublich. Während ich mit meinen Fragen immer tiefer in den Fall eindrang, fand sie es nach einiger Zeit offensichtlich nicht mehr ungewöhnlich, daß ich mich so intensiv mit dem Ethnologen beschäftigte, der sich das Leben genommen hatte. Vielleicht aus Taktgefühl und weil sie spürte, daß aufgrund eines Erlebnisses, das sie sich nicht vorstellen konnte, auch ich in dem Fall Buell etwas erahnte, was sie seit jeher vermutet hatte, wie sie mir später selbst gestand, als wir

uns endlich trafen und sie mir die Frage stellte. Sie war es, die mir die ersten Hinweise gab.

Die Dokumente befinden sich verstreut in Archiven in Brasilien und in den USA. Ich habe ein paar Reisen unternommen, ein paar Leute kontaktiert und nach und nach, wie bei einem Puzzle, das Bild des Mannes zusammengesetzt, den ich suchte. Viele Menschen haben mir dabei geholfen. Nichts kam allein durch mich zustande, alles war das Ergebnis einer Kombination aus Zufällen und Bemühungen, die an dem Tag ihren Anfang nahm, als ich zu meinem Staunen den Artikel der Anthropologin in der Zeitung las, den Namen laut aussprach und ihn damit zum ersten Mal im Klang meiner eigenen Stimme hörte.

Buell Quain nahm sich am späten Abend des 2. August 1939 das Leben – am selben Tag, an dem Albert Einstein den historischen Brief an Präsident Roosevelt schickte, mit dem er vor der Atombombe warnte, drei Wochen vor Unterzeichnung des Nichtangriffspaktes zwischen Hitler und Stalin, der grünes Licht gab für den Beginn des Zweiten Weltkrieges und für viele eine der größten politischen Enttäuschungen des zwanzigsten Jahrhunderts war. Auf den Hinweis auf Einsteins Brief stieß ich durch reinen Zufall, als ich damit begann, Quains Todesumstände näher zu erforschen. Er hat das alles nicht mehr erlebt. Seine Welt war nicht die meine. Er hat den Krieg nicht erlebt und nicht die Bombe – auch wenn er im letzten, vom Wahnsinn geprägten Stadium seiner Beobachtungen der Krahô und auf Grundlage seiner Erinnerungen an wissenschaftliche Zeitschriften, die er als Teenager gelesen hatte, versucht hatte, »die gleichen mathematischen Prinzipien, wie sie für Atomphänomene gelten«, auf soziale Phänomene anzuwenden und bei den Indianern den Gesetzen der Physik analoge »kulturelle Verhaltenssyndrome« aufzudecken. Er war auf geradezu jugend-

lich-schwärmerische Weise von Wissenschaft und Technologie fasziniert. Er konnte nicht geglaubt haben, daß der Mensch der Selbstzerstörung immer näher kommt, je mehr er dem Tod zu entrinnen versucht, ihm konnte nicht durch den Kopf gegangen sein, daß vielleicht gerade dies das eigentliche, heimtückische Ziel der Wissenschaft sei, ihr Gegenstück, auch wenn ihm vieles von dem, was er bei den Indianern beobachtet und intuitiv mit seinen eigenen Erfahrungen assoziiert hatte, zu einem sehr ähnlichen Schluß hätte führen können. Als er sich umbrachte, versuchte er, zu Fuß von dem Dorf Cabeceira Grossa nach Carolina zurückzukehren, der Stadt an der Grenze zwischen dem Bundesstaat Maranhão und dem Gebiet, das damals noch zu Goiás gehörte. Er war siebenundzwanzig Jahre alt. Er hinterließ mindestens sieben Briefe, verfaßt hatte er sie unter Tränen in den letzten Stunden vor seinem Selbstmord. Er wollte Ordnung hinterlassen, dem Inhalt der vier Briefe nach zu urteilen, die ich habe einsehen können und die an seine Doktormutter Ruth Benedict von der Columbia University in New York gerichtet waren, an Dona Heloísa Alberto Torres, Direktorin des Nationalmuseums in Rio de Janeiro, an Manoel Perna, einen Ingenieur aus Carolina, mit dem er sich angefreundet hatte, und an den Hauptmann Ângelo Sampaio, Polizeichef von Carolina. Er wollte klarstellen, daß die Indianer keinerlei Schuld traf, seine Testamentsvollstrecker bestellen und ihnen Anweisungen für die Verteilung seiner Habe geben. In diesen Briefen gibt er den Lebenden Anweisungen, wie sie nach seinem Tod vorgehen sollen. Unter den Briefen, die ich nicht habe ausfindig machen können, befand sich jedoch, wie ich weiß, mindestens ein Brief an seinen Vater, den frisch geschiedenen Arzt Dr. P. Quain, der im Annex Hotel in Bismarck, North Dakota, wohnte; ein Brief an Reverend Thomas Young, einen

amerikanischen Missionar, der mit seiner Frau in Taunay im Bundesstaat Mato Grosso lebte, und ein dritter an seinen Schwager Charles C. Kaiser, den Mann seiner Schwester Marion. Und in diesen Briefen hat er höchstwahrscheinlich nicht nur Anweisungen erteilt.

Quain kam im Februar 1938 nach Brasilien. Kurz vorm Karneval traf er in Rio de Janeiro ein und stieg in einer Pension im Stadtteil Lapa ab, dem Hort aller Laster, Gauner und Prostitution. Ein Jahr und fünf Monate später war er tot. Als die Kommilitonen der Columbia University in New York die Nachricht erhielten, vermuteten einige sogar, seine Reise nach Brasilien habe bereits zu dem Plan gehört, sich das Leben zu nehmen, andere äußerten den Verdacht, er sei ermordet worden. Ursprünglich hatte er die Absicht gehabt, bei den Karajá-Indianern zu forschen, aber die Expedition wurde dann von William Lipkind, einem anderen Anthropologen der Columbia University, und dessen Frau durchgeführt. Nach seiner Ankunft in Rio änderte Quain seine Pläne. Die unzugänglichen Trumai vom Rio Coliseu am Oberlauf des Xingu waren vom Aussterben bedroht und stellten eine wesentlich größere Herausforderung dar als die bekannten und akkulturierten Karajá, eine Herausforderung, deren mögliche Konsequenzen der furchtlose und ehrgeizige junge Ethnologe nicht absehen oder einschätzen konnte. Seine einsame Expedition zu den Trumai im Laufe des Jahres 1938 war gekennzeichnet durch Mißgeschicke, unvorhersehbare Zwischenfälle, Enttäuschungen und widrige Umstände, die im Februar 1939 zum Abbruch seiner Feldforschung, zu Scherereien mit den Behörden des Estado Novo und seiner unfreiwilligen Rückkehr nach Rio de Janeiro führten. Ein Fehlschlag, der ihm in seinem ohnehin nicht stabilen Gemütszustand stark zusetzte.

Seine Rückkehr in die Hauptstadt Rio de Janeiro fiel zusammen mit der Ankunft von Charles Wagley, einem Kollegen von der Columbia University, der nach Brasilien kam, um bei den Tapirapé zu forschen, sowie mit dem Besuch von Ruth Landes in der Stadt – die junge Anthropologin befand sich seit Monaten im Land und forschte über die Schwarzen und den Candomblé in Bahia. Alle drei waren Lieblingsschüler von Ruth Benedict, einer der wichtigsten Vertreterinnen jener anthropologischen Strömung, die dafür bekannt geworden war, daß sie einen Zusammenhang zwischen Kultur und Persönlichkeit herstellte, um das Verhalten durch soziale Einbindung zu erklären und damit die Kategorien Normalität und Anormalität in bezug auf den einzelnen Menschen zu relativieren. Mitte der dreißiger Jahre kamen im Zuge des New Deal vermehrt Studenten an die von Franz Boas geleitete Fakultät Anthropologie der Columbia University, angelockt von dem liberalen Grundgedanken, daß die Wurzeln sozialer Vorurteile sich wissenschaftlich kappen ließen. Laut Aussagen ihrer Studenten und Kollegen bevorzugte Benedict Studenten, die im Widerstreit zu der Welt lebten, der sie angehörten, und sich auf die eine oder andere Weise von der Norm der amerikanischen Kultur abhoben. Vielleicht hat sie in ihnen etwas von sich selbst wiedergefunden und sie deshalb unter ihre Fittiche genommen.

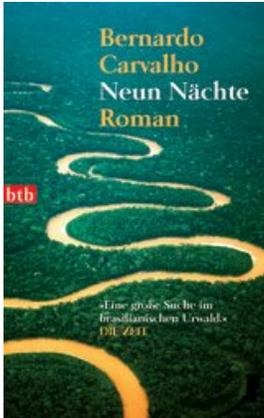
Als Benedict, die gerade ein Sabbatjahr angetreten und sich in die Einsamkeit der Rocky Mountains an der Grenze zu Kanada zurückgezogen hatte, vom Selbstmord ihres Schülers erfuhr, schrieb sie an Quains Mutter: »Meine Sekretärin hat mir soeben telegraphiert, und trotz meinem eigenen Schmerz kann ich nur an Sie denken. Sie haben sich immer um ihn als Sohn gesorgt. Es ist niederschmetternd. Von all meinen Schülern hat Buell einen besonderen Platz in meinem Herzen, und in die-

sem Augenblick kann ich nur an den persönlichen Verlust denken und weinen über sein Leid, dessen Gründe wir noch nicht kennen. Nie werde ich vergessen, mit welcher Hingabe er sich seiner Arbeit gewidmet hat, und ich bin froh, daß ich durch die Veröffentlichung seiner Arbeiten dazu beitragen kann, ihm seinen Platz in der Avantgarde der Feldforschung zu sichern. Er hat viel erreicht, und ich glaube, tief innerlich wollte er noch viel mehr erreichen. Der Schmerz lähmt mich. Möge Gott Ihnen in Ihrem Kummer Trost sein.«

Buell Quain erhielt nach seinem Abschlußexamen in Zoologie 1934 an der University of Wisconsin in Madison die Zulassung als Doktorand zur Fakultät Anthropologie der Columbia University. Als Bachelor hatte er sich auch noch für verschiedene andere Bereiche interessiert, vor allem Literatur und Musik. In seinem Vorwort zu dem Buch *The Flight of the Chiefs*, erschienen 1942, also nach Buells Tod, in dem der gerade mal vierundzwanzigjährige Ethnologe der Columbia University die Sagen und Lieder wiedergab, die er während seiner ersten Feldforschung in einem Dorf auf Vanua Levu, einer der Fidschi-Inseln im Südpazifik, zusammengetragen hatte, findet William Ellery Leonard, sein früherer Englischprofessor in Madison, Verfasser einer englischsprachigen Version des Gilgamesch-Epos, mit dessen Themen Freundschaft, Tod und Streben nach Unsterblichkeit Buell sich in seinen Jahren an der Universität besonders beschäftigt hatte, lobende Worte für den Abenteuergeist seines ehemaligen Studenten, listet seine Reisen auf und bedauert seinen viel zu frühen Tod im brasilianischen Hinterland. Als Buell mit sechzehn Jahren die High School beendete, war er bereits im Auto kreuz und quer durch die USA gefahren. Bevor er im Jahre 1929 sein Universitätsstudium aufnahm, verbrachte er sechs Monate in Europa und

dem Vorderen Orient, wo er Ägypten, Syrien und Palästina bereiste. Im darauffolgenden Jahr reiste er in den Ferien nach Rußland. Nachdem er im Februar 1931 die Prüfungen abgelegt hatte, verdingte er sich als Seemann auf einem Dampfer und fuhr für sechs Monate nach Shanghai. 1935 war er in New York und im Jahr darauf auf den Fidschi-Inseln. Monate nach seinem Tod wunderte sich Heloísa Alberto Torres in einem Brief an seine Mutter, daß er so vieles in so kurzer Zeit bewältigt hatte. »Er war noch so jung und hatte schon so viel gesehen. Welch ein ungewöhnliches Leben!«

Das Unglaublichste bei einer Geburt ist die blinde Euphorie, mit der die Eltern die Risiken und Unwägbarkeiten überspielen, die ihren soeben zur Welt gebrachten Sprößling erwarten, die Hoffnung, mit der sie ihn empfangen und die sie als verheißungsvolles Vorzeichen deuten läßt, daß sie nicht in der Lage sind, seine Zukunft vorherzusehen und zu begreifen, daß keinerlei Vorsichtsmaßnahme etwas auszurichten vermag. Wäre dies nicht so, dann wäre die Menschheit höchstwahrscheinlich dank eifrig mordender Mutterhände längst von der Erdoberfläche verschwunden. Buell Halvor Quain wurde am 31. Mai 1912 um 23:53 Uhr im Krankenhaus von Bismarck, der Hauptstadt von North Dakota, geboren. Auf der Geburtsurkunde ist bescheinigt, daß alle vorgeschriebenen Maßnahmen gegen neonatale Ophtalmie durchgeführt wurden, ein damals übliches Verfahren, um die Übertragung von Geschlechtskrankheiten auf Neugeborene, die oft zu deren Erblindung führte, zu verhindern. Fast fünf Jahre nach seinem Selbstmord, am 31. Mai 1944, schrieb seine Mutter an Heloísa Alberto Torres: »Heute nacht ist es zweiunddreißig Jahre her, daß er auf die Welt kam. Als er klein war, antwortete er immer auf die



Bernardo Carvalho

Neun Nächte

Roman

Taschenbuch, Broschur, 208 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73702-4

btb

Erscheinungstermin: November 2007

Eine detektivische Spurensuche im brasilianischen Urwald

Ein amerikanischer Anthropologe nimmt sich im tiefsten brasilianischen Urwald das Leben. Keiner weiß, warum. 60 Jahre danach versucht ein brasilianischer Journalist, Licht in das Dunkel zu bringen. Aus seiner detektivischen Spurensuche wird schon bald die Geschichte einer Besessenheit, die einen immer stärkeren Sog entwickelt ...

Ausgezeichnet mit den beiden renommiertesten Literaturpreisen Brasiliens: Prêmio Machado des Assis und Prêmio Jabuti.